

Das erste, was bei dieser Theorie verwunderlich ist, ist die Voraussetzung, dass jede Empfindung, nicht nur die optische, zwar ihren Sitz im Zentralorgan hat, aber dort nicht wahrgenommen, sondern an die Nervenperipherie verlegt wird. Zu dieser ersten Verlegung kommt dann, wie wir es bei der optischen Empfindung schon sahen, meistens noch eine zweite hinzu. Denn ebenso wie wir die Gesichtsempfindung nicht auf der Netzhaut wahrnehmen, sondern im transformatischen Raume, so empfinden wir auch die Gehörs wahrnehmungen niemals am Ende der Gehörsnerven, und ebenso verlegen wir die Tastempfindungen nicht an die Spitze des Fingers, sondern ausserhalb desselben. Nur die Geschmacks-, Gemein- und Muskelgefühle scheinen sich — es ist das schwer feststellbar — an der Peripherie des Nervenbandes zu lagern.

Aber auch schon die erste „Verlegung“ ist wunderbar genug. Denn wenn alle Empfindungen ursprünglich im Zentralorgan sitzen, wie soll ich dann zur Kenntnis davon gelangen, „wo das peripherische Nervenende liegt, an das ich die Empfindung zu lokalisieren habe? Ich weiss ja überhaupt nicht, dass es eine Peripherie und daher ebenso wenig, dass es in mir ein Zentrum, noch dass es einen Raum gibt.“ Das soll ich ja erst mit Hilfe besonders der Tastempfindung allmählich lernen.

Durch diese und zahlreiche andere Schwierigkeiten, die ich hier nicht weiter ausführe, veranlasst stellt Marcus neben diese Verlegungstheorie eine zweite Hypothese der gesetzmässigen Erklärung aller exzentrischen Empfindungen auf. Diese seine Hypothese ist der Hauptsache nach folgende: Er nimmt an, „dass das Zentralorgan nicht nur aus einer festen anatomischen Masse besteht, sondern dass mit dieser organisch eine ätherische, stets im Flusse befindliche Materie verbunden ist, und dass diese Materie einen ebenso integrierenden Bestandteil des Zentralorgans bildet, wie die feste Masse, derart, dass beide Bestandteile in ihren Zuständen wechselseitig von einander abhängig sind.“ Wenn nun das Zentralorgan von ausserhalb, also z. B. durch Vermittlung des Sehnerven gereizt wird, so gerät diese ätherische Materie in Schwingungen, und diese Schwingungen pflanzen sich, die Schädelswände durchbrechend (wie die sogenannten unsichtbaren Strahlen) in die transformatische Aussenwelt fort. Wie weit sie sich fortpflanzen, hängt mathematisch genau von der Menge der einfallenden Reize ab. Zum Beispiel: von einer dem Auge nahe liegenden Wand wird nur ein kleines Stückchen übersehen, während die fernliegende gewaltig grosse Sonne ganz gesehen wird. Die Menge der Aetherwellen, die von der Wand her das Gehirn reizen, ist also unendlich viel kleiner als die Zahl der Aetherwellen, die von der Sonne her kommen. Daher werden die darauf reagierenden Wellen der ätherischen Gehirnmaterie im ersten Falle lange nicht so weit reichen als im zweiten, d. h. wir werden die Wand ganz nahe und die Sonne in ungeheurer Ferne sehen.